

Jakob Scherek schreibt über „Eine Protestversammlung“ in Nr. 541 vom 19. November 1910.

Im Polizeibuch ist das Kapitel „Zensur“ mit Humor geradezu gestopft, mit jenem Humor, der einen traurigen Untergrund hat. Wer Zensurbeiträge gesammelt hat, kann eine Zuhörerschaft stundenlang mit den köstlichsten Curiosis unterhalten. Aber leider zeigt es sich, daß der Spruch: Lächerlichkeit tötet! nur für Privatpersonen gilt, nicht für Institutionen. Institutionen können im allgemeinen nur durch eine Tat oder durch ein Machtwort, niemals durch Geist oder Witz getötet werden. Die Polizei insbesondere hat immer recht; und wenn die Leute über sie lachen, so kann sie sich durch noch größere Rücksichtslosigkeit rächen und ihre Unerschütterlichkeit zeigen.

Die Berliner Theaterzensur hat eines Tages entdeckt, daß sie zu wenig Arbeit hat und das Feld ihrer unfreiwilligen Blamagen erweitert werden kann. Es gibt in Berlin eine „Freie Volksbühne“ und eine „Neue freie Volksbühne“ zwei Riesenvereine, die ihren in mehrere Abteilungen gruppierten Mitgliedern gegen einen billigen Beitrag zensurfreie Theatervorstellungen bieten. Das geht nicht, das geht einfach nicht! Zwar ist noch niemals nach einer solchen Vorstellung ein lärmender Haufen vor das kaiserliche Schloß oder vors Parlament gezogen, sondern höchstens in Konditoreien und Restaurants. Aber das geht einfach nicht. Man kann allerdings zwar keinen Verein hindern, einfachen Arbeitern und wenig bemittelten Bürgern außerhalb der teuren Theater Dramen vorzuführen und ihnen Bildungsmöglichkeit zu schaffen (obgleich es in Preußen immer schon verdächtig ist, wenn jemand etwas für die Bildung des Volkes tut). Daß aber diesem Volkpublikum sogar Stücke vorgesetzt werden dürfen, die der Zensur vielleicht nicht passen, das geht eben einfach nicht. Zwanzig Jahre hat man diesem unpreußischen Zustande zugesehen, bis der Berliner Polizeipräsident entdeckte, daß die beiden Volksbühnen keine Vereine sind; dazu seien sie zu groß. Sie müssen also von nun an erst hübsch anständig bei der Zensur anklopfen. Eine Beschwerde beim Oberpräsidenten blieb erfolglos und das Obergericht hat nun zu entscheiden. Die Freie Volksbühne aber veranstaltete nach dem ablehnenden Bescheid des Oberpräsidenten eine Protestversammlung, die einen großen Saal mit bürgerlichen und sozialdemokratischen Zuhörern gut füllte. — Der Polizeipräsident wird solche Versammlungen ertragen können...

Zunächst sprach Reichstagsabg. Wolfgang Heine, der Revisionist, der Sozialdemokrat in Glacéhandschuhen. Erst nach mehreren Minuten zog er auf der Bühne die Glacéhandschuhe aus. Ueber dem Leib der großen und stattlichen Erscheinung sah man, wenn das Jackett zurückgeschlagen wurde, eine breite, sehr auffällige Uhrkette von Gold oder von einem ähnlich blinkenden Metall. Den Aesthetiker, den Kulturmenschen freut so etwas Protziges nicht. Der Politiker hat „unterm Strich“ zu schweigen und darf höchstens wieder einmal bedauernd feststellen, daß zwischen Theorie und Praxis so häufig in der realen Welt Gegensätze klaffen. Herr Heine kam der Versammlung nicht juristisch, sondern ging der Zensur als einer unmoralischen Einrichtung mit allgemeinen trefenden Bemerkungen zu Leibe in einer gepflegten, formell glänzenden Ausdrucksweise, die jedoch kein Feuer zu entzünden vermochte. Der Kampf des Polizeipräsidenten gegen die Freie Volksbühne sei nur ein Teil des großen Kampfes der Demokratie gegen jede freiheitliche Bewegung im Volk. Die Abwehr habe deshalb mit Parteipolitik gar nichts zu tun; alle Geister, gleichviel welcher Partei sie an gehören, müßten wachgerufen werden. Durchaus richtig. Aber Theorie und Praxis! Herr Heine hat es sich versagt, während seines Vortrages auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, daß auch die Neue freie Volksbühne der Zensur unterstellt werden soll und den gleichen Kampf auszufechten hat. Diese zweite Bühne hat genau dieselben Ziele, wirkt zum mindesten ebenso volksfreundlich. Aber sie ist nicht sozialdemokratisch abgestempelt, ist vielmehr entstanden aus dem berechtigten Unwillen der Hauptgründer der Freien Volksbühne, die nicht zugeben wollten, daß die sozialdemokratische Partei sich dieser freien, für die Arbeiter und das Volk ersonnenen Schöpfung bemächtigte. Selbst im gemeinsamen Kampf gegen polizeiliche Einengung in der gemeinsamen Not darf der Name dieser Mitstreiterin, dieser segensreichen Volkseinrichtung nicht ausgesprochen werden, nicht einmal von einem Revisionisten, der sonst nicht auf dem Stoppelfeld der Unentwegten zu finden ist.

Dann kam Herr Vollrath, Chefredakteur der „Berliner Volkszeitung“. Da dieses Blatt eine kräftige, manchmal schon eine Besensprache führt, ist man erstaunt, in seinem Leiter — wenigstens äußerlich — einen Philister zu sehen. Ein breiter dicker, vergnügter Herr, mit einem grollen blonden väterlichen Vollbart, sanft gerötet, mit freundlichen Augen, die zu sagen scheinen: leben und leben

lassen! Er erzählt, dem äußeren Bilde entsprechend, lustige Anekdoten aus der Zensurgeschichte, und die Zuhörer geraten bald in starke Heiterkeit. Dann wird er für kurze Zeit ernster, versteigt sich dabei zu dem seltsamen Bilde eines durchlöcherten Vacuums und mahnt, man solle die Antwort mit dem Stimmzettel geben. Worauf er wieder in die alte Art zurückfällt und einen schleimigen Dank an die Anwesenden abstattet, weil sie ihm so freundlich Gehör geschenkt haben, obgleich er die Dreistigkeit hatte, nach einem so glänzenden Redner wie Heine zu sprechen.

Dann kam Herr Alfred Kerr. Ein interessanterer Typus. Gefüllt mit Widersprüchen. Wer diesen geistvollen und kämpferischen Herrn zum erstenmal sieht, ist ebenfalls erstaunt und — enttäuscht. Er trägt einen künstlich zurechtgestutzten Kopf, was sich im allgemeinen mit Wahrheitsuchen und einem Aesthetizismus, der zu den Quellen der Schönheit, den Ursachen der Kunsterregung dringen will, nicht verträgt. Seine Art zu schreiben ist maniert, mit stilistischen Schrullen verputzt; seine Art zu sprechen einfach, obgleich er schriftlich Festgelegtes vorlas. (Darin ähnelt er seinem gehäßten Busenfeind Harden, der, wenn er frei spricht, ganz natürliche Perioden baut, während er beim Schreiben die tollsten Zirkusverrenkungen vornimmt.) Was ist echt? Der Kopf ist es nicht. Der soll anscheinend eine Kopie Alfred de Mussets sein; auf jene Zeit deutet auch die hellgraue Hose mit dem seltsamen Schnitt und die Vorliebe für helle, matte Zylinder. Aeußerlichkeiten? Jawohl, aber Kerr legt offenkundig Wert auf sie, und darum gehören sie zum Charakterbild. Widersprüche! Er ist ein Großstadtgeschöpf, vielleicht eine Asphaltpflanze und beschreibt inbrünstig den Groll gegen das Großstadttreiben und die Wonne, einsam mehrere Tage, nur von Meer, Sand und Himmel umflimmert zu vegetieren! Eine Aesthetennatur, sehr eitel, sehr reizbar, und doch wieder voll Sehnsucht nach politischem Kampf, stets in lebendiger Berührung mit den häßlichen Aktualitäten des Tages. Er hat viele Gegner, überzeugte, nicht etwa nur Cliquengegner. Aber auch viele Freunde. Und er ist in seiner Art ein ganzer Kerl. Er war der einzige, der in der Protestversammlung mit Händeklatschen empfangen wurde, noch bevor er seine Stimme erhob, die wenig für eine grobe Volksversammlung geeignet ist. Was er sagte, war nicht neu; auch die Form nicht. Er sprach kurz und gut pointiert; nicht so geistvoll wie in seinen Kritiken. Jedenfalls hat er in kluger Erkenntnis von vornherein seine knappen Ausführungen dem Gehirn einer besseren Volksversammlung angepaßt. Ohne einen Knalleffekt am Schluß fand er dennoch verhältnismäßig den stärksten Beifall des flauen Abends.

Dann kam ein Jurist, Rechtsanwalt Heinemann, der die Sache der Freien Volksbühne vor dem Oberverwaltungsgericht zu verfechten haben wird. Er ist überzeugt, daß der Polizeipräsident desavouiert werden wird. Und dann kam Herr Hans Leuß. Der setzte stürmisch ein, wie ein Husarenoffizier, schleuderte ein Shakespearezitat in den Saal, und als man glaubte, jetzt fange es an, ritt er von der Bühne ab.

Das Pensum war erledigt. Zur Debatte meldete sich niemand aus der gar nicht erregten Schar. Und dann kam der Vorsitzende der Freien Volksbühne, Herr Baake. Da einige schon dem Ausgange zuströmen wollten, zog er seine Uhr und malte wie ein unwilliger Vater seine Kinder: So eilig ist es doch wohl nicht! Und dann zerrte er mit ein paar Worten, ohne daß er sich anstrengte, den Abend von dem Bildungsniveau herab, auf das ihn die Programmredner gestellt hatten. Man bekam die übliche Phraseologie zu hören. Gern hätte man ihm mit Beethoven zugerufen: Freund, nicht diese Töne! Es war ein Mißklang und, zwar deshalb, weil der Herr, der so gemütlich und selbstverständlich seine Gemeinplätze losließ, gerade der Vorsitzende der Freien Volksbühne war.

Nachdem sie einstimmig eine Resolution angenommen, gingen die Versammelten ziemlich nüchtern auseinander. Und das war schade. Natürlich hatte niemand erwartet, daß durch eine Protestversammlung der Polizeipräsident oder der Oberpräsident irgendwie erschüttert oder in ihrem Wohlbehagen gestört werden würden. Aber solch eine Protestversammlung mit dem Thema: Kunst, Volk, Zensur! müßte Feuer in den Zuhörern entfachen. Jeder von ihnen müßte etwas Helles, etwas Kampf rohes, etwas Anfeuerndes und Anspornendes mit nach Hause nehmen wie von einer großen Dichtung. Oder im Zorn gegen Uebelstände müßten sie heimgehen mit dem inneren Gelöbniß, das Ihrige zur Besserung beizutragen. Diese kurze Versammlung war nur ein Schaustückchen, ein Abhaspeln des Programms, ohne Impetus, ohne Haß, ohne Feuer; ein Proteststürmchen, dessen Wehen kaum im Saal zu spüren war, geschweige denn, daß es die Zuhörer für längere Zeit in Bewegung gesetzt hätte.

(Fischer 111–114).